

**Klein, Wolfgang:** *Variation in der Sprache*. Ein Verfahren zu ihrer Beschreibung. Scriptor Verlag, Kronberg 1974 (196 S., br., 19,80 DM).

Den Linguisten ist in den vergangenen Jahren oft vorgehalten worden, sie täten zu viel für die Entwicklung ihrer Beschreibungsmodelle und kümmerten sich zu wenig darum, ob man überhaupt etwas damit anfangen kann. Insbesondere die generative Grammatik kam mehr und mehr in den Verdacht eines formalen Hokusfokus, unbrauchbar nicht nur für interdisziplinäre Arbeitsgebiete wie die Sprachsoziologie, sondern auch für Teilbereiche der Sprachwissenschaft selbst wie die Dialektologie und die historische Sprachwissenschaft, die ihrerseits zu den wichtigsten Hilfswissenschaften einer umfassenderen Sprachsoziologie gehören und damit von allgemeinerem Interesse sind. Innerwissenschaftlich beruht dieses Manko auf der sog. starken Homogenitätsannahme Chomskys, die besagt, daß mit der Grammatik die Kompetenz des idealen Sprechers in einer homogenen Sprachgemeinschaft zu beschreiben sei. Unter einer Grammatik wird dabei ein in sich widerspruchsfreies Regelsystem verstanden, das jedem Satz einer Sprache eine Struktur zuweist.

Klein argumentiert im ersten Teil seines Buches für die Aufgabe der starken Homogenitätsannahme einschließlich verschiedentlich vorgeschlagener Abschwächungen davon, die im Prinzip darauf hinauslaufen, durch räumliche, zeitliche, soziale usw. Differenzierung homogene Teilsprachen ('Varietäten') auszugrenzen und dann so zu verfahren wie bisher. Kleins Haupteinwand ist, daß die Linguistik sich auf diese Weise gegenüber ihrem eigentlichen Gegenstand, dem tatsächlichen Sprachverhalten, immunisiere: schon der einzelne Sprecher beherrscht nicht nur mehrere Varietäten, sondern er trennt sie beim Sprechen nicht einmal immer voneinander.

Aufbauend auf Arbeiten des amerikanischen Soziolinguisten Labov und des Mathematikers Sankoff, bietet Klein als Alternative die sog. Varietätengrammatik an. Eine Varietätengrammatik umfaßt sämtliche Regeln, die zur Beschreibung einer Sprache (nun verstanden als Menge von Varietäten) notwendig sind. Im herkömmlichen Sinne hat ein solches Regelwerk nur bedingt systematischen Charakter: es kann durchaus Regeln enthalten, die miteinander unverträglich sind und nach bisheriger Auffassung niemals gleichzeitig in einer Grammatik auftauchen dürften. Kennzeichnend für eine Varietätengrammatik ist dann, daß ihre Regeln in Hinsicht auf die einzelnen Varietäten probabilistisch bewertet werden; sollen  $n$  Varietäten, z. B.  $n$  Dialekte des Deutschen, unterschieden werden, so erhält jede Regel  $n$  Wahrscheinlichkeitsindizes, die angeben, mit welcher Wahrschein-

lichkeit eine Regel in jeder der Varietäten ‚angewendet‘ wird. Der Intention nach schlagen sich in der Regelbewertung sprachliche und außersprachliche Faktoren nieder.

Im zweiten Teil des Buches erörtert Klein die bei der Bewertung verschiedener Grammatik- und Regeltypen auftretenden technischen Probleme. Das Ganze ist — wie im Untertitel angekündigt — die Vorstellung eines Beschreibungsverfahrens. Empirische Analysen, die die Nutzenanwendung vor Augen führen und vor allem auch zeigen könnten, wie sprachliche und außersprachliche Faktoren Regelbewertungen beeinflussen, werden nicht gegeben. Man gewinnt aber den Eindruck, daß die vorgeschlagenen Techniken mindestens für einfachere Verhältnisse praktikabel sind.

Das Konzept der Varietätengrammatik bedeutet keineswegs nur eine notwendige Erweiterung des bisher üblichen Grammatikbegriffes. Aus der Bewertung von Regeln mit Wahrscheinlichkeitsindizes ergeben sich eine Reihe von technischen Zwängen, die zu einem guten Teil bestimmen, wie die Regeln selbst formuliert werden. Insbesondere der Grad ihrer Allgemeingültigkeit, den man früher als das Kriterium für die Entscheidung zwischen Beschreibungsalternativen ansah, ergibt sich jetzt weitgehend aus technischen Notwendigkeiten. Nach den Kriterien der klassischen generativen Linguistik ist die Formulierung der Grammatik damit nicht mehr aus der Sprache allein motiviert, sondern fremdbestimmt. Das bedeutet in der Konsequenz, daß die Grammatik nicht mehr ‚erklärt‘, sondern nur noch ‚beschreibt‘, diese Art von Linguistik also ihren Eigenwert verliert und auf die Interpretation ihrer Ergebnisse von außen angewiesen ist.

Peter Eisenberg (Berlin/West)